

Die Töchter der Weimarer Republik in der SBZ/DDR. Weibliche Jugend zwischen Aufbau und Aufstieg

Im folgenden Text geht es um den weiblichen und jüngeren Teil jener Generation, die in der DDR die „Aufbaugeneration“ genannt wurde. Welche spezifischen Erfahrungen brachten sie in das sozialistische Nachkriegsdeutschland ein, wie erlebten sie den Bruch 1945 und welche Bedeutung gaben sie ihrem Leben in der DDR, aber auch: was bedeutete ihr persönlicher Einsatz für die Gestalt und das Funktionieren der DDR-Gesellschaft?

In den biographischen Konstruktionen dieser Generation, die in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre geboren ist, spielen die frühen Nachkriegsjahre als Zeit der Des- und Neuorientierung eine entscheidende Rolle. Auch in meinen Ausführungen will ich mich auf diese Zeit konzentrieren, sie zugleich aber auch verstehen als ein Gelenk, das Kindheits- und frühe Jugenderfahrungen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus verbindet mit der Phase der Konsolidierung und partiellen Modernisierung des DDR-Systems.

Die Erfahrungen junger Mädchen und Frauen, die 1945 fünfzehn–zwanzig Jahre alt waren, sich in der sowjetisch besetzten Zone befanden und dort auch blieben, unterscheiden sich bei allen ähnlichen Rahmenbedingungen freilich wesentlich voneinander durch die Zugehörigkeit zu kirchlichem oder politischem Milieu und eigene Überzeugung, Schichtzugehörigkeit, regionale Herkunft und Stabilität oder erzwungene Mobilität – Geschlechts- und Zonenzugehörigkeit allein schaffen noch nicht die Einheitlichkeit der Erfahrung, die verallgemeinernde Aussagen zulassen. Ich beziehe deshalb im folgenden neben den Rahmenbedingungen für alle weiblichen Jugendlichen nach 1945 vor allem solche Erfahrungen in meine Überlegungen ein, die Töchter aus den unteren Schichten, der Arbeiterschaft und dem Kleinbürgertum gemacht haben, und zwar solche, die in der DDR dann einen relativen sozialen Aufstieg erlebt haben. Dies rechtfertige ich nicht nur mit meiner Quellenbasis¹ und der relativen Häufigkeit dieses biographischen Musters in der DDR, sondern auch mit der Leitbildfunktion dieses Frauentypus in der DDR. Sie bilden also in mehrfacher Hinsicht eine strategische Gruppe, die über sich selbst hinaus in der Gesellschaft wirksam geworden ist. Die folgenden Ausführungen beruhen vorwiegend auf Interviewmaterial mit Frauen, die in der DDR Angestellten- bzw. Leitungspositionen eingenommen haben, sowie solchen, die im pädagogischen Bereich tätig waren. Sie stammen fast alle aus einem „respektablen“,

aufstiegsorientierten Arbeiter- bzw. unteren Beamtenmilieu und sind in ihren Status meist in den späten fünfziger oder in den sechziger Jahren aufgestiegen.

1. Der Zusammenbruch als Unterbrechung

Der Zusammenbruch Deutschlands bei Kriegsende hat für die hier untersuchte Gruppe Bedeutung in beruflicher, familiärer und politischer Hinsicht. Die jungen Mädchen befanden sich entweder in Berufsausbildung, übten schon einen Beruf aus oder hatten sogar im Zuge des Krieges schon eine, bezogen auf ihr Alter oder ihre Ausbildung, ungewöhnlich hohe berufliche Position ausgefüllt. All das brach in der Regel bei Kriegsende zusammen, sei es durch die Einstellung der Produktion, sei es durch die Flucht aus dem russisch bzw. polnisch besetzten Osten Deutschlands, sei es durch Enteignungen oder Betriebsauflösungen. Die erste Sorge der jungen Mädchen selbst, aber auch ihrer Mütter, galt daher dem Wiederaufbau verlorener Berufspositionen. Es wurden neue Lehrstellen, neue Schulplätze organisiert, eine zeitweilige berufliche Degradierung in Kauf genommen, aber bessere Angebote gesucht und auch wahrgenommen. Frau Euchner mußte ihre Ausbildung an der nationalsozialistischen Lehrerbildungsanstalt abbrechen und begann als Laufnädchen im heimischen Chemiebetrieb, fertigte als Arbeiterin dann Gummischürzen und begann 1947 als Schreibkraft in der Sozialabteilung des Betriebs. Frau Lindenbaum hatte 1945 kurz vor dem Abschluß ihrer Banklehre gestanden: „Dann wurde die Commerzbank liquidiert ... unmittelbar nach Kriegsende. Ja, und dann hatte ich mich hier um irgendeine Arbeit bemüht als junger Mensch. Dann kam ich auch hier rein in unsere ehemalige Farbenfabrik, so'n bißchen als Tippmamsell ohne Qualifikation.“ (Interview Lindenbaum [pseud.], Transkript S. 3)

Solche Angebote waren nach 1945 zahlreich vorhanden. Sie betrafen sowohl den Bereich der Verwaltung, vor allem auch in den Gemeinden sowie den größeren Betrieben, besonders den SAGs, sowie den neu entstehenden Massenorganisationen. Die unteren Verwaltungsaufgaben wurden gern jüngeren Frauen angeboten, die anspruchslos, verfügbar und politisch unbelastet waren. Nachfrage gab es auch in den Bereichen, in denen breit entnazifiziert worden war, also bei den pädagogischen Berufen – auch hier waren zwar die materiellen Bedingungen ungünstig, der angebotene Status aber ließ die Jugendlichen an die Vorkriegszeit anknüpfen oder sie gar übertreffen. Anders aber als bei der Landarbeit oder in der industriellen Produktion war hier ein Anspruch auf Loyalität auch im politischen Sinne vorhanden – von den genannten Berufsfeldern ging eine besonders disziplinierende Wirkung aus.

1945 war in ganz Deutschland, besonders aber in der SBZ, eine demographische Situation eingetreten, die das „normale“ Verhältnis der Generationen und Geschlechter extrem verschob. Bedingt durch die hohe Zahl der gefallenen und gefangenen Soldaten betrug das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Männern und Frauen in den Altersgruppen von 20 bis 40 Jahren ca. zwei zu drei. Unter den Ostflüchtlingen und Evakuierten waren vorwiegend Frauen, unter denjenigen, die in den späten vierziger und fünfziger Jahren die Ostzone verließen, waren dagegen mehr Männer, vor allem junge. Von daher war dieses Geschlechterverhältnis im Osten nicht nur von Beginn an, sondern auch bis zum Schluß ungünstiger als im Westen.² Die von uns interviewten Frauen hatten nicht nur verlorene und entfremdete Lieben zu betrauern, sie hatten auch Schwierigkeiten, neue Partner zu finden. Häufig kam es zu Verbindungen mit wesentlich älteren Männern, die ich hier nicht nur als eine „Notlösung“ darstellen, sondern als eine wirkliche „Wahl“ verstehen will. Denn das junge Mädchen hatte sich 1945 in einer besonderen familiären Konstellation befunden: die Väter waren häufig abwesend. Viele kamen nicht wieder. Da dasselbe auch für ältere Brüder galt, übernahmen viele Mädchen die väterliche Position, durch ihren Erwerb, die Unterstützung der Mutter, die Verantwortung für die kleineren Geschwister oder Großeltern und zeigten dabei u.U. mehr Ruhe, Selbständigkeit und Umsicht als die Mütter. Zugleich blieben sie Töchter, hilfs- und trostbedürftig, denn auch sie hatten den Verlust ihres beruflichen und sozialen Umfelds, der Heimat, hatten Tote zu beklagen. Die Väter, wenn sie zurückkamen, waren in physischer und psychischer Hinsicht geschwächt, sie kehrten als Verlierer heim und konnten oft weder materielle noch ideelle Unterstützung im Chaos geben. In den Interviews ist immer wieder die Fähigkeit der älteren Ehemänner, Orientierung, Antworten, Sicherheit zu geben, hervorgehoben worden. Hier wurden auch neue Beschützer, Väter und Lehrer gewählt, mag diese Hoffnung später auch enttäuscht worden sein.

„E.: Mein Mann war ... Instrukteur dort bei der Ortsparteileitung ... Mußte ich immer vorbeigehen, ... wenn ich Protokoll führte, ja? ...

I.: Wann haben Sie Ihren Mann denn genau kennengelernt?

E.: Ende '45 ...

I.: Und was hat Ihnen an ihm besonders gut gefallen?

E.: Mein Mann war sieben Jahre älter als ich, er war sicher reifer schon und natürlich durch den Krieg auch schon reifer, ja?

I.: Hm. Das hat Ihnen gut gefallen?

E.: Ja. Hatte einen klaren Standpunkt, konnte Fragen, die ich hatte, beantworten. Und es bewegten einen viele Fragen damals, ja.“ (Interview Ebert, Transkript S. 61)

Die Zahl der alleinstehenden Frauen dieser Jahrgänge ist allerdings hoch – und es verblieb damit in dieser Generation ein Potential, das oft in erhöhtes berufliches Engagement mündete.

Die Tatsache, daß die hier interessierenden Jahrgänge im Westen auch HJ- oder Flakhelfergeneration, im Osten FDJ-Generation genannt wurden, verweist auf die zentrale Frage nach der politischen und Kriegserfahrung dieser Generation, aber auch darauf, daß diese Erfahrung nach Schicht (Flakhelfer waren die Oberschüler/innen) und Geschlecht unterschiedlich waren. Hier ist die Rede von Mädchen, die aufgrund ihres Alters in den BDM als Staatsjugend eintraten, den Krieg z.T. getrennt von ihrem Familien im KLV-Lager verbracht und teils traumatische Erlebnisse in Bombenkellern oder auf der Flucht gehabt haben. In der SBZ waren einige auch der brutalen Weile der Besetzung durch die sowjetische Armee ausgesetzt. Nach 1945 befanden sie sich unter dem Einfluß eines entschlossenen Antifaschismus, der einerseits eine Erklärung für den zusammengebrochenen Nationalsozialismus anbot, andererseits aber auch eine Zukunft, in der die Jugendlichen, gerade auch die Mädchen, einen wichtigen Platz einnehmen sollten.

Inwieweit war es überhaupt gelungen, die BDM-Generation im nationalsozialistischen Sinn zu politisieren? Dagmar Reese³ und andere haben darauf verwiesen, daß dies in starkem Maße vom jeweiligen Herkunftsmilieu abhängig war. Je großstädtischer und je proletarischer, so könnte man verkürzt formulieren, desto geringer war der Zugriff des BDM auf das einzelne Mädchen, weil es sowohl beruflich eingespannt war, als auch auf ein attraktives Freizeitangebot zurückgreifen konnte. Schülerinnea dagegen standen unter stärkerer Kontrolle des BDM und wurden auch häufiger für Führungspositionen angeworben, attraktiv vor allem für Mädchen kleinbürgerlicher wie gehoben-proletarischer Herkunft. Im kleinstädtischen Bereich waren zudem weniger konkurrierende Freizeitangebote vorhanden. Auch großbürgerliche und stark religiöse Milieus hatten dem BDM viel entgegenzusetzen, wobei für alle Schichten gilt, daß die Jugendorganisation vom Mädchen auch dazu genutzt werden konnte, sich mit der Autorität der nationalsozialistischen Bewegung aus den sozialen Kontrollen des Herkunftsmilieus zu befreien, wie das u.a. für das katholisch-proletarische Ruhrgebiet gezeigt worden ist. Diese Vorbemerkungen sollen hier dazu dienen, die Bedeutung der nationalsozialistischen Mädchenerziehung in ihrer Abhängigkeit von den verschiedensten Voraussetzungen zu beirachten, Voraussetzungen, die für die sowjetisch besetzte Zone noch nicht annähernd geklärt sind, sodaß hier z.B. regionale Unterschiede noch nicht berücksichtigt werden können.

Aus dem Interviewmaterial ergeben sich folgende Möglichkeiten, die ich hier kurz andeuten möchte:

a) die relative Bedeutungslosigkeit des BDM (hier benutzt als „label“ für nationalsozialistische Politisierung), durch den Schutz eines großstädtischen, politischen proletarischen Milieus, in dem Armut und elterliche Skepsis den Weg zur engagierten BDMlerin versperrten.

b) Attraktivität des BDM als Ort gemeinschaftlicher und gesellschaftlichen Tätigkeit, als jugendliche und selbstbestimmte Freizeitgruppe. Damit verbunden war eine starke Aktivierung durch den BDM z.B. als Führerin, aber auch auf sozialpolitischen Feldern, schließlich im heimatlichen Kriegseinsatz.

c) Einbindung in den BDM über politische Inhalte und Überzeugungen, z.B. verbunden mit einer Führerinnen- oder Lehrerinnenausbildung, Annahme bestimmter „Glaubensinhalte“, etwa des Rassismus und der nationalen „Mission“.

Die letzten beiden Möglichkeiten ähneln einander insofern, als starke Gemeinschaftserlebnisse damit verbunden waren, nicht nur in der Gruppe, sondern auch im Sinne der Teilhabe an der deutschen Nation, ihrer Heldentaten, aber auch ihrer Leiden. Beim zuerst genannten Motiv sieht aber der Aktivismus, der persönliche Einsatz im Dienste der Bewegung oder des Volksganzen im Vordergrund, im zweiten Fall ist es mehr das „Ideelle“, meist verbunden mit starken Identifikationen und Schwärmereien, die an den „Führer“, aber auch eine Führerin gebunden sein konnten. Eine gelungene Politisierung im BDM stellte sich freilich durch ein Mischungsverhältnis her, dennoch sollen hier „Typen“ unterschieden werden, weil der Charakter dieses Mischungsverhältnisses die Reaktion auf das neue Politisierungsangebot nach 1945 in der SBZ bestimmte.

In der hier zugrundegelegten sozialen Gruppe – aufstiegsorientierte Unterschichten – war ein Engagement im BDM eher typisch gewesen. Wie also wurde der politische Zusammenbruch erlebt, verarbeitet und erinnert? Auch hier möchte ich drei Möglichkeiten darstellen, ohne diese zu quantifizieren.

a) Traumatische Kriegserlebnisse konnten zu einem Schock führen, der auf Dauer ein politisches Engagement verhinderte. Die überzeugte BDMlerin Sonja Gerhard (Jg. 1928) traf nach der Flucht, bei der sie von ihrer Familie getrennt wurde, die Mutter wieder, von der sie schon für tot gehalten worden war und die selbst an den Folgen mehrfacher Vergewaltigung litt – und im Frühjahr 1946 auch starb. Frau Gerhardt erlebte gar keine Jugend mehr: sie heiratete 1947 und weigerte sich, in irgendeine Organisation einzutreten, „nicht mal in einen Gesangsverein“, was sie bis zum Ende der DDR auch fast durchhielt. Ihre Mitgliedschaft im DFD blieb formal.⁴

b) Beim „aktivistischen“ Typ entstand eine quasi suchtartige Bemühung, ohne Stillstand in das nächste Engagement überzugehen. Hier boten sich die Aufbauideologie der frühen Jahre und natürlich die FDJ-Aktivität an, in die

durch die Ähnlichkeit der Vergemeinschaftungsformen fast nahtlos eingestiegen werden konnte. So berichtet Frau Hutta, die als Realschülerin und Tochter eines Bahnbeamten in der Kleinstadt eine engagierte BDM-Führerin gewesen war:

„Und ich bin also, um jetzt auf die gesellschaftliche und politische Arbeit zu kommen, bin seit 1946 im Verband der Freien Deutschen Jugend gewesen, als Funktionär tätig, ich hatte schon in dem Ort, wo wir wohnten, in Tschernitz, mitgearbeitet, wir hatten eine Theatergruppe mit Jugendlichen gebildet und haben also für ein bißchen Leben gesorgt im Ort. Und ich habe auch, als ich in der Filmfabrik anfang, sofort Kontakt zum Jugendverband aufgenommen, habe dann als Funktionär im Jugendverband mitgearbeitet ... und als FDJ-Gruppenleiter eine FDJ-Gruppe aufgebaut.“ (Fran Hutta, Transkript)

c) Die „Idealistin“ wurde, häufig von tiefen Schuld- und Trauergefühlen überwältigt, entweder zur Skeptikerin, oder sie nahm, sofort oder nach einer Phase der Desorientierung, das inhaltliche Angebot an die Jugend der SBZ, den Antifaschismus, an. Verkürzt gesprochen, ging es dabei um ein Verbleiben in einem autoritären Gruppenzusammenhang, um den Identifikationswechsel zur Arbeiterklasse (statt Ariertum), zur Sowjetunion (statt Deutschland), zu Stalin (statt Hitler). Differenzierter gesprochen, enthielt dieses Angebot zunächst auch eine Befreiung aus den engen Fesseln des Nationalen, d.h. eine soziale und internationale Erweiterung des Bildungsangebots, das als Bereicherung und Befreiung wahrgenommen wurde. Und schließlich enthielt das Angebot des Antifaschismus ja auch eine Erklärung, die von den eigenen, drückenden Schuldgefühlen teils entlastete, teils aber auch Gelegenheit gab, sie ritualisiert auszuleben und aufzuheben. Nicht umsonst gehört die Erinnerung an die Begegnung mit befreiten KZ-Häftlingen zu den Standardbildern der Umerziehung in der SBZ. Und im antifaschistischen Aufbaugedanken lag das Stück Wiedergutmachung, an der die Jugend nun teilhaben konnte. Dieses Angebot galt natürlich für die gesamte Generation, aber eben auch für die weibliche Jugend, die damit weiterhin als Teil einer politischen Gesellschaft angesehen wurde. Dann die „Schuld“ der Frauen am Nationalsozialismus, so lautete eine gängige Deutung, war gerade ihr relativer Mangel an politischem Denken und Engagement gewesen.

Die FDJ übernahm aber für alle Jugendlichen auch sehr praktische Funktionen der Lebensbewältigung, z.B. im Hinblick auf Berufsfindung und Freizeitgestaltung. Gerade diejenigen aus den sozial entwurzelten Flüchtlingfamilien nahmen dieses Angebot wahr, um sich mit seiner Hilfe in die neue Umgebung zu integrieren. Die recht hohen Mitgliedszahlen schon in den vierziger Jahren sind also allein noch kein Nachweis für eine starke Repolitisierung der DDR-Jugend.⁵ Offensichtlich wurden nur bei einer Min-

derheit tiefere seelische Schichten erreicht, aber dort war die FDJ und das, wofür sie politisch stand, prägend. Die biographische „Lösung“ antifaschistischer Umerziehung erwies sich aber für viele als eine biographische Falle, aus der sie sich nicht mehr befreien konnten. Dies traf freilich mehr Männer als Frauen insofern, als letztere seltener in gesellschaftliche Positionen aufstiegen, in denen ihnen ein antifaschistisches Verhalten und Bekenntnis immer wieder öffentlich abverlangt wurde.

Im Laufe der fünfziger Jahre hat die hier untersuchte Generation von Frauen ihre Jugend „offiziell“ beendet: durch berufliche Etablierung und häufig durch Familiengründung oder, wenn sie unverheiratet blieben, doch durch Haushaltsgründung, sei es allein oder mit Eltern und Geschwistern. Die von uns interviewten Frauen hatten den beruflichen Status erreicht, den sie vor 1945 innegehabt, oder auf den sie sich vorbereitet hatten. Aus dem Zusammenbruch hatten sie eine Unterbrechung gemacht, dank eines Systems, das auf ihre Arbeitskraft und ihre Einsatzbereitschaft angewiesen war und ihnen nach Kräften (und seien die auch noch so gering) zur ökonomischen Unabhängigkeit auf niedrigem Niveau verholfen hatte. Die vierziger Jahre blieben im Gedächtnis der Frauen die Zeit, in der sie das später Erreichte nicht zu hoffen gewagt hatten, und in einer Mischung aus Stolz auf die eigene Leistung und Dankbarkeit für die gefundene Anerkennung blickten sie auf diese Zeit des Zusammenbruchs zurück, die ihnen eben auch die Zeit des Aufbaus ist.

Im Nachhinein ist es schwer zu beurteilen, inwieweit die Nachkriegszeit ihre Jugendzeit auch in dem Sinne war, den man in der Regel mit „Jugend“ verbindet: geprägt also durch Autonomiebedürfnisse, Bewährungslust, Optimismus, Neugier, Risikofreude, Sexualität. Es ist bezeichnend für die lebenslange Disziplinierung dieser Generation, daß in den Erinnerungen wenig über Leichtfertigkeit, Verantwortungslosigkeit und Vergnügungssucht gesprochen wird, die ja jugendliches Privileg sind. Letzteres mag in den proletarisch gebliebenen Schichten und unter männlichen Jugendlichen weiter verbreitet gewesen sein, scheint aber nicht in das Bild der Aufbaugeneration zu passen. Andererseits waren die großen gesellschaftlichen Aufbauprojekte der frühen DDR-Jahre Industrieprojekte, die vorwiegend einem männlich geprägten Jugendideal entsprachen und von daher junge Frauen nur begrenzt im Blick hatten. Deren durchgängige familiäre Bindung verhinderte auch in den fünfziger Jahren noch das volle berufliche Engagement. Ihre Sache schien deshalb auch mehr die Bereitschaft als die Begeisterung, die Disziplin als die Neuerung. Im Gegensatz zu der vergleichbaren weiblichen Westjugend verschwanden sie aber nicht einfach aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit und des Erwerbs in das Private, sondern erfüllten die ihnen zugewiesene Aufgabe in der gesellschaftlichen Sphäre zuverlässig, aber wie es scheint, ohne Ehrgeiz.

Die Töchter der Weimarer Republik in der SBZ/DDR

Umso bemerkenswerter ist die soziale Dynamik, an der auch diese Generation in den sechziger Jahren teilhat. Mit fast schon erwachsenen Kindern, selbst aus dem Gebäralter heraus, wurden sie für Qualifizierungsverträge, Fern- und Dinkstudien und innerbetrieblichen Aufstieg gewonnen. In den pädagogischen Berufen waren die Aufstiegsmöglichkeiten wohl begrenzt, aber auch hier gab es Nachqualifikationen im Dienste einer modernen Bildungsgesellschaft. Das war nicht nur ein Angebot, es wurde auch Druck ausgeübt. Es gab Weigerungen, weil man die Überlastung fürchtete und die auch politische Einbindung. Es gab Versagensängste und es gab Versagen. Das bedeutet scheinbar ganz persönliches Versagen in einer Gesellschaft, die die eigene Weiterqualifizierung ja nicht verhindern, sondern offensichtlich fördern will. Aber es gab auch Aufbruch und Ehrgeiz und nach dem Erfolg stark empfundene Dankbarkeit und einen Einsatz, mit dem die Frauen sich „des Vertrauens würdig“ erweisen wollten. Nur allzu oft erhielten sie dazu wenig Gelegenheit, denn ihr beruflicher Einsatz stand in keinem Verhältnis zu der Ausbildung, die sie dank staatlicher Unterstützung genossen hatten. Dennoch: allein durch ihre selbstverständliche Einbindung in das Erwerbsleben, durch die Aufstiegsangebote und die Anerkennung ihrer Leistungen nahmen sie teil an den bescheidenen Erfolgen der DDR in ihrer Frühzeit. Ich betone dies, weil es den Blick zurück auf die Jugend und die Kindheit bestimmt. Dabei wird die Nachkriegszeit zu einer Phase, in der das abgebrochene Zukunftsprojekt ihrer Kindheit und frühen Jugend noch einmal neu geplant und erfolgreich durchgeführt wird. Denn es handelt sich ja um Töchter der Weimarer Republik, will sagen: um eine Generation, die, soweit sie in den Städten aufwuchs, teilhatte an der Modernisierung, der Individualisierung der biographischen Entwürfe. In den unteren Schichten hieß das: der Ausstieg aus dem „Klassenschicksal“ ist möglich, und er geht über Beruf und Ausbildung. Büro und Geschäft, öffentlicher Dienst und Dienstleistung, Gesundheitswesen – das waren die Arbeitsfelder, die man seinen Töchtern durch den Besuch einer Realschule oder eine an die Volksschule anschließende Fachschule ermöglichen wollte. Diese Möglichkeit förderte der Rückgang der Geburtenziffer auch im städtischen Proletariat. Nicht zuletzt förderte der Nationalsozialismus diesen Trend zur weiblichen Angestellten und schuf, etwa mit den Lehrerbildungsanstalten, zusätzliche Aufstiegsmöglichkeiten als direkte Folge seines Eroberungskrieges.

Auch das östliche Nachkriegsdeutschland hat diese abgebrochene Dynamik wieder in Gang gebracht. Unmittelbar nach Kriegsende wurden in der damaligen Jugend die Weichen dafür gestellt. Es wurde ihnen ein klares Deutungsangebot ihres Scheiterns unterbreitet. Sie waren Objekt eines spezifischen Jugendkults, wobei dieser Kult in bezug auf die weibliche Jugend

schwankte zwischen konventionellem, unschuldigem Jungmädchentum und dem männlich konnotierten Leitbild der jungen Hochöfnerin. Diese Angebote haben weit über die politisch engagierte FDJlerin oder die ehrgeizige Studentin hinaus eine dynamisierende Wirkung entfaltet. Daß diese Wirkung immer wieder und immer mehr von Disziplin und Kontrolle, also Angst und Mißtrauen zurückgenommen wurde, hat in dieser Generation aber auch zu Deformierungen geführt, die es der heutigen Wendejugend oft schwer macht, sich ihrer mit derselben Dankbarkeit zu erinnern, die sie in ihrer biographischen „Wende“ von 1945 selbst verspürten.

- 1 Ca. 30 lebensgeschichtliche Interviews mit Frauen der Jahrgänge 1920-1930 aus einem sample von 150 Gesprächspartnern in Industriegebieten der DDR im Jahre 1987. Außerdem beziehe ich mich auf Familienbiographien, die im Rahmen eines Seminars an der Universität Leipzig in Winter 1991/92 entstanden, sowie auf Interviews von Wolfgang Herzberg mit weiblichen Angestellten einer Berliner Glühlampenfabrik, die in der ersten Hälfte der achtziger Jahre durchgeführt wurden. Damit ist diese Quellengruppe nicht repräsentativ für die gesamte Generation von Frauen, sie gibt aber einen bedeutsamen Erfahrungsausschnitt wieder.
- 2 1946 kamen auf 1000 Männer in der amerikanischen Zone 1220, in der britischen Zone 1198, in der französischen 1266 und in der sowjetischen Zone 1346 Frauen. – M. Broszat/H. Weber (Hrsg.), SBZ-Handbuch, München 1990, S. 1070. 1950 lebten in der DDR 824 000 Männer und 1 310 000 Frauen der Jahrgänge 1920-1930. Vgl. Statistisches Jahrbuch der DDR, 2. Jg, Berlin 1957, S. 23.
- 3 D. Reese, Straff, aber nicht stramm, herb, aber nicht derb, 1989.
- 4 Vgl. L. Niethammer/A. von Plato/D. Wierling, Die volkseigene Erfahrung, Berlin 1991, S. 533-569: Späte Liebe. Ehepaar Sonja und Erwin Gerhardt.
- 5 Im Mai 1946 waren es schon ca 240 000 Mitglieder, somit waren 10 Prozent der Jugendlichen beigetreten. Darunter waren männliche Jugendliche leicht, die 14-16jährigen insgesamt stark überrepräsentiert. 1950 war die Mitgliedszahl auf 966 139 gestiegen. Die soziale Basis lag vor allem bei Arbeiterjugendlichen, während Studenten nur 1 Prozent der frühen Mitgliedschaft ausmachten. – H. Weber, Freie Deutsche Jugend, in: ders./M. Broszat (Hrsg.), SBZ-Handbuch (wie Anm. 2), S. 665-690.